Haus und Welt

Ferne Herbstklänge

Rotgoldne Abendgluten
Hingleiten überm Wald,
Rotgoldne Wasser fluten,
Bald sind sie bleich und kalt.

Still klingt es durch die Lüfte,
Wie Abschiedsmelodie,
Herbstblumen streuen Düfte —
Bald welken — sterben sie.

Im letzten Strahl der Sonne
Sinkt müd' das Blatt vom Baum
Und alle Maienwonne —
Ach — war ein sel'ger Traum!

Gert Holstens Erlebnis

Ein wunderschöner Sommertag neigte sich seinem Ende zu; der Dunst, welcher den ganzen Tag über der Stadt gelagert hatte, wurde durch einen leichten Wind zerstreut und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die Turmspitzen und ließen die Fenster wie in Feuer getaucht aufleuchten. In den Parks blühten in verschwenderischer Fülle die Rosen und warfen den vorübergehenden Menschen ihre Blütenblätter vor die Füße.

Gert Holsten schlenderte langsam durch die Anlagen; er war früher als sonst aus seinem Bureau gekommen und wußte nun eigentlich nicht, was er mit dem schönen Abend beginnen sollte; alle seine Freunde und Bekannten weilten auf Urlaub und er fühlte sich in der ganzen Stadt allein und verlassen. Er blieb stehen, um sich eine der unvermeidlichen Zigaretten anzuzünden, da sah er vor sich die schlanke Gestalt einer jungen Dame. Er konnte nie sagen, warum ihm gerade bei diesem Anblick es wie ein elektrischer Schlag durchzuckte. Das dunkelrote Haar war nach Knabenart kurzverschnitten, dazu in jähem Kontrast die tiefschwarzen, schön geschwungenen Augenbrauen, ein zartes Profil mit pfirsichfarbenem Teint, kirschrot und lockend der schön geschwungene Mund, ebenso fein der Halsansatz, der unter dem leichten Sommerkleid einen feenhaft schönen Körper vermuten ließ. Die schlanken, gut gefesselten Beine zeigten eine tadelfreie Chaussure, ein leicht wiegender Gang. Gert war ehrlich überrascht, eine solche Vollkommenheit der Schönheit und Harmonie vereint zu finden. Die Dame war mit jener einfachen, unauffälligen Eleganz gekleidet, welche die große Welt verrät. Er kam sich zwar wie ein dummer Junge vor, als er seine Schritte nach den ihren richtete, aber er hatte ja so wie so für heute nichts vor und wollte noch einige Minuten den schönen Anblick dieser schlanken Gestalt genießen; denn er zweifelte keinen Augenblick, daß es nur beim Sehen bleiben würde, denn seine schöne Unbekannte war so sehr Dame in ihrem Auftreten, daß er sich eine gute Abfuhr geholt hätte, wollte er sich so sans facon auf der Straße ansprechen. Sie hatte die Straße überquert und trat jetzt in das Foyer des Residenztheaters ein. Mechanisch war ihr Gert bisher nachgefolgt, jetzt stutzte er eine Sekunde, sollte ihm das Geschick eine solche Glückchance bieten, denn im Theater würde er sicherlich Gelegenheit finden, seine schöne Unbekannte kennen zu lernen, ohne die gesellschaftlichen Formen zu verletzen. Rasch entschlossen trat er an die Kassa und kam noch gerade zurecht, um die Sitzreihe zu erkennen, die auf der Karte stand, welche die Billetteuse jetzt der schönen Rothaarigen reichte.

Drei Minuten später hatte Gert sein vorläufiges Ziel erreicht. Als er sich niedersetzen wollte, musterte ihn die Dame so, als ob sie sagen wollte: „Ah, da bist du ja wieder, der du mich schon auf der Straße begleitet hast." Und es war ihm, als erschiene in ihren Augen ein schalkhaftes Lächeln. Ein Klingelzeichen ertönte und es wurde dunkel; der Vorhang ging in die Höhe, das Spiel begann. Ihn interessierte das Spiel der Darsteller blutwenig. Wie gebannt hingen seine Augen auf seiner Sitznachbarin, die nun ihre schlanke Hand leicht auf die rote Sessellehne legte. Nur am vierten Finger blitzte ein heller Diamant auf, sonst zeigten die schmalen Glieder keinen Schmuck. Wie ein fremdartiger weißer Vogel lag die zarte Frauenhand auf dem roten Samt. Und ehe sich Gert noch richtig klarmachte, was er eigentlich unternahm, hatte er leise über den kühlen Finger gestrichen. Sie zuckte bei dieser Berührung ein wenig zusammen, aber sie entzog ihm ihre Hand nicht, die er nun mit festem Druck umklammerte. Er fühlte das Blut pulsieren und die feinen Nerven aufzucken. Behutsam und leise strich er über ihren feinen Handrücken, faßte die schmalen Fingerspitzen und spürte plötzlich einen leichten, aber deutlich wahrnehmbaren Gegendruck. Machte ihm die schöne Unbekannte Avancen? Blendende Helle füllte plötzlich den Theatersaal, prasselndes Händeklatschen, der erste Akt war zu Ende. Zuerst genierte sich Gert etwas seiner Dreistigkeit, dann richtete er aber langsam seinen Blick zu der Dame. Die hatte ihre große Schildpattbrille abgenommen und sah ihn wie forschend an; in ihren Augen schimmerte ein kleines Goldläserchen und die tiefschwarze Pupille leuchtete auf. Ein Klingelzeichen riß ihn aus seinen Betrachtungen. Seine schöne Unbekannte richtete sich wieder auf und schien sich ganz den Vorgängen auf der Bühne hinzugeben, kein Blick traf ihn mehr. Nur ihre kleine Hand lag wieder wie spielerisch auf der Stuhllehne. Und wieder begann das behutsame Spiel, die leichte Tändelei dieser zarten Liebkosung, die aber trotzdem sein Blut schneller schlagen ließ.

Als die große Pause einsetzte, stand die Dame auf und schritt nach kurzem Blick auf ihn zur Garderobe. Gert folgte ihr und sah zu seinem Erstaunen, daß sie sich den Mantel reichen ließ. Wollte sie denn schon weg; nun hieß es handeln! Rasch entschlossen warf auch er seine Marke hin und trat hinter der Dame hinaus in die warme Sommernacht. Mit zwei Schritten hatte er sie eingeholt und lüftete den Hut. Er bäte sie vielmals um Entschuldigung, er sehe das Unschickliche seines Vorhabens ein und im vollen Bewußtsein, er stockte, denn sie sah ihn scharf an, dann streckte sie ihm zur Begrüßung die Hand entgegen. Holsten zog sie an seine Lippen, da fuhr er zusammen: Eine Flut unartikulierter Laute, mißtönig krächzend, kamen aus ihrem entzückenden, roten Mund.

Es klang wie das heisere Bellen eines Wolfes. Sie mußte an seinen Augen das Erstaunen gelesen haben, denn ein Schatten glitt über die schönen Züge und wieder gurgelte sie rauhe Laute. Als sie aber sah, daß er noch immer nicht verstand, griff sie in ihre Silbertasche und holte ein kleines Kärtchen hervor, das sie ihm hinhielt: „Taubstumm!" Eine unsichtbare Faust war schmetternd herabgesaust. Noch sah er die entzückende Gestalt, erblickte die regelmäßigen schönen Gesichtszüge, die strahlenden Augen und vernahm dieses furchtbare Lallen. Endlich raffte er sich zusammen und verbeugte sich korrekt: „Gnädigste, mein Benehmen wird immer sonderbarer, aber da ich nun schon einmal den Anfang gemacht habe, darf ich Sie bitten, noch auf ein Stündchen mit mir ins Edenrestaurant zu gehen?" Sie schien ihn nicht zu verstehen und machte die Gebärde des Aufschreibens, da riß er aus seinem Notizblock ein Blatt und warf die Worte aufs Papier. Lächelnd nickte sie und schritt neben ihm her.

Es wurde ein gequälter Abend. Wohl musterten die übrigen Gäste das Paar mit unverhohlener Neugier und Gert las in vielen Augen Bewunderung, die Kellner flogen herbei und wiesen einen bevorzugten Platz, man sah, daß das ganze Lokal beim Eintritt dieser schönen Frau belebt wurde, aber bald, wie sie den Mund öffnete, sah man das Mitleid: „Mein Gott! Taubstumm!" Drei- oder viermal versuchte Gert eine Unterhaltung griff auch zum Papier, aber seine Gedanken und Worte kann man nicht immer gleich zu Papier bringen, speziell, wenn man erst vor einer Stunde die Bekanntschaft der schönen Frau gemacht. Sie hingegen versuchte wieder sich mit ihren schnalzenden, blasenden Lauten verständlich zu machen, die sie mit Gebärden unterstützte, er verstand sie nicht. Endlich gaben beide das mühe-

volle Beginnen auf. Gert strich wieder leicht über ihre Hand, aber die anfänglich bestandene Verbindung des pulsierenden Blutes, die ihn so elektrisiert hatte, wollte sich nicht mehr einstellen. Endlich machte sie die Gebärde des Aufbrechens. Hastig zahlte Holsten und sie verließen das Restaurant. Im dunklen Vorpark blieb die Dame stehen und sah ihn groß an, dabei ergriff sie seine beiden Hände. Und nun spürte er wieder das geheimnisvolle Fluidum dieser Berührung. Langsam und behutsam griff er nach ihrem schönen Kopf, strich leise über das kupferne Haar und suchte ihre roten Lippen zu einem langen Kusse, dabei sah er, wie zwei klare Tränen über ihre Wangen rollten. Mit einer hastigen Gebärde machte sie sich los und ehe er noch recht gewahr wurde, war sie im Dunkel des Parks verschwunden. Nachdenklich wanderte Gert Holsten seiner Wohnung zu. Tags darauf las er in der Zeitung folgende Notiz: „Selbstmord! Die einzige Tochter des Großindustriellen Marcell E., Fräulein Harriet E., verübte heute nachts, nach einem Theaterbesuche in ihrem Zimmer Selbstmord. Der Grund scheint darin zu suchen, daß Fräulein E. seit ihrer Geburt taubstumm war. Gram über dieses Uebel scheinen der jungen, bildschönen Dame die weitere Lust am Leben genommen zu haben." Gert Holsten ließ das Blatt sinken. Vor seinem geistigen Auge erstand noch einmal die Gestalt seiner schönen Unbekannten. Er zweifelte keinen Augenblick, daß sie mit Fräulein Harriet E. identisch gewesen. Er sah ihre schlanke Gestalt vor sich, glaubte den feinen Duft ihrer Haare zu spüren, den flimmernden Teint ihrer Haut, den strahlenden Blick ihrer tiefschwarzen Augen, vor allem aber wieder den leichten Druck der zarten Frauenhand zu spüren. Und wußte doch gleichzeitig mit erschreckender Deutlichkeit, daß es nirgends auf Erden eine vollkommenere Schönheit gab.

Was mir nach Mitternacht passierte

Gestern ist mir etwas Dummes passiert. Eigentlich war es heute: zwischen Mitternacht und Früh, denn ich kam spät nach Hause.

Sie werden glauben, daß ich angesäuselt war. Wollen wir es nicht untersuchen! Aber eins ist sicher: wir hatten Karten gespielt und auch etwas dazu getrunken. Ich hatte viel gewonnen und wußte nicht recht, wie mein Glück vertun. Was man leicht gewinnt, gibt man auch leicht wieder her, das weiß man von den großzügigen Spielern in Monte Carlo.

Es schlug von der Turmuhr . . . ich habe gezählt, aber ich glaube, daß ich mich verzählte. Denn ich rechnete gerade meinen Gewinn nach und kam auch hier zu keiner klaren Ziffer.

Nun habe ich eine hübsche Frau gesehen, wenigstens meinte ich, daß sie sehr hübsch sei. Sie wissen, heute gilt nur die Silhouette, schlank muß sie sein, die Beine entscheiden, ich habe also Kehrt gemacht und bin hinterdrein gegangen.

Da sie schnell lief, nahm ich an, daß sie relativ tugendhaft sei und den Preis meiner Verfolgung lohne.

Es wurde mir nicht ganz leicht, ihr zu folgen, da meine Gangart an die hohe See gemahnte und es war mir auch stürmisch zu Mute.

Schließlich hatte ich die Fremde erreicht, grüßte und sie fragte von oben herab, was ich wünsche.

Sehen Sie, das machte mich perplex; ich wußte das eigentlich selbst nicht recht und hätte ich es klar gewußt, so hätte ich es doch sicher nicht sagen dürfen.

„Ich merkte, daß Sie verfolgt wurden," meinte ich diplomatisch, „und wollte Sie vor Zudringlichkeit schützen."

„— Sie sehen scheinbar doppelt —."

„Ich würde gerne das Vergnügen haben, Sie doppelt oder dreifach vor mir zu erschauen," erwiderte ich galant.

War sie erzürnt?

Sie schritt wieder schnell und ich im gleichen Takte nebenher. Mit einer schönen Frau schweigt man gerne, obgleich ich in animierter Stimmung mich redselig erweise. „....Es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sei..." philosophierte ich seufzend. „Ich bin gut gelaunt!" entschuldigte ich meine Beharrlichkeit. „Ich habe da eben einem törichten Kerl eine hübsche Summe abgewonnen! Meinem Vorgesetzten. — — Dem gönne ich es! Ich möchte mal sein Gesicht sehen, wenn der heute nach Hause kommt!"

„So?...." meinte die Dame plötzlich zugänglicher: „Sie sind also Spieler? Das hasse ich an einem Mann. Das gefährdet seine Frau."

„Aber nicht seine Geliebte!" entgegnete ich kühn, — mit seiner Frau feiert man die Verluste und die Gewinne mit einer Andern.

„Sie sind also auch Moralist!" lächelte die Dame, und ich bewunderte dabei ihre blendend weißen Zähne. „Wenn ich z. B. verheiratet wäre und mein Mann Spieler, — — glauben Sie, er würde nur die Verluste mit mir teilen? —"

Ich blieb stehen und blickte sie kritisch an. Ihr Hut saß sehr tief und ihr Pelzkragen sehr hoch gekippt, man sah so gut wie gar nichts von ihrem Gesicht, weil das Gesicht heute nicht mehr Mode ist.

„... Sie sind inkognito, meine Gnädige, —" zauderte ich mit meinem Urteil, „jedenfalls seltsam, daß Ihr Gatte Sie um diese Stunde allein ausgehen läßt."

„Gar nicht seltsam," brauste sie temperamentvoll auf. „Ich tue, was mir beliebt, er ist ja auch nicht daheim!"

„Soso?!"

„O bitte —: er ist mit Freunden aus. Im Klub oder im Cafee..., ja auch spielt er zuweilen ein wenig."

„Und er gewinnt?"

„Das werde ich jetzt gleich erfahren!"

„Auf Eventualitäten sollte man sich im Leben nicht einlassen," versuchte ich sie zu verführen und stützte mich schwankend auf meinen Spazierstock: „ich habe gewonnen, und irgendwo treibt man sicher noch eine Jazzkapelle und eine Flasche Schampus auf... Verzeihen Sie diesen direkten Vorschlag, ich rede, wie es mir ums Herz ist: Gnädigste sind ja inkognito!"

Jetzt setzte sie sich wieder in Trab, da ich schon so viel Mühe verschwendet hatte, nahm ich nun den letzten, dreisten Anlauf und wollte prüfen, mit wem ich es in Wahrheit zu tun hatte... „Da sehen Sie mal her," prahlte ich, — „ich habe nicht nur sein Geld gewonnen, sondern auch seine Brieftasche dazu. — die ist aus sehr schönem Schlangenleder! — — — Er war vollkommen bankrott und ich habe sie als Pfand von ihm erhalten."

„Wie?!?" stutzte die Dame plötzlich und mit einer Taschenspielergeschwindigkeit hielt sie meine Brieftasche in der behandschuhten Rechten: „— Die gehört ja meinem Mann!"

„Erlauben Sie mal, — die gehört mir!" rief ich mit hochrotem Kopf und zögerndem Griff.

„Aber ich bitte!" eiferte sie: „Da sehen Sie doch die Initialen, — die gehört meinem Mann!"

„Wie — — —?" stotterte ich jetzt tief erschrocken und perplex: „Sie sind Frau Oberregierungsrat Fränkel —?" Zum Kuckuck! Nun hatte ich scheinbar die Frau meines neuen Vorgesetzten verfolgt und beleidigt.

„Jawohl," antwortete sie, scheinbar höchst belustigt von ihrer Entdeckung, — „dies Pfand nehme ich mit; mein Gatte kann es Ihnen, wenn die Sache sich wahrheitsgemäß so verhält, wie Sie behaupten, morgen im Büro ja wiedergeben."

„Wahrheitsgemäß?!?" erregte ich mich und zwang mich dennoch zu förmlicher Haltung, „wahrheitsgemäß, gnädige Frau, — — — Sie zweifeln an meinen Worten? Ich bin Dr. Röblin, gestatten Sie, daß ich mich nachträglich vorstelle!" Ich verbeugte mich, zog den Hut, schlug die Hacken zusammen. „Wir waren im Herrenklub, ich kann Ihnen meine Visitenkarte zeigen: glauben Gnädige vielleicht, ich habe die Tasche mit dem Geld ihm gestohlen?"

„Aber ich bitte Sie," beschwichtigte jetzt die schicke Frau meines Chefs und preßte ihr Täschchen, das bereits meine Brieftasche enthielt, liebevoll an ihre schlanke Silhouette. „Wenn ich den Scherz Ihrer Unterhaltung nicht übel genommen habe, dann nehmen auch Sie mir diesen kleinen Scherz nicht übel! — Ja, ein famoser Witz, er wird schauen, wenn ich ihm die Tasche unter die Nase halte!" lachte sie jetzt auf. „Vielleicht wird es ihn belehren, seine Frau nicht mehr so viel allein zu lassen. Und wenn sich die Sache, wie gesagt, so verhält, wie Sie in dieser vorgerückten Stunde behaupten, dann würde ich mich freuen, Sie bald, vielleicht morgen abend schon, zum Essen bei uns zu sehen."

Sie lächelte jetzt gewinnend und reichte mir die Hand.

„Ja, aber ..." stotterte ich, noch immer nicht ganz mit ihrer Regie einverstanden.

„Gleich hier um die Ecke ist eine Autohaltestelle," meinte sie, ihre Schritte wieder beschleunigend, — „na — er wird staunen! Bei uns wird morgen abend jedenfalls nicht gespielt, — — — höchstens ein bißchen geflirtet — — sind Sie einverstanden, Herr Doktor?"

Ob ich einverstanden war! Wie berückend diese Frau lachte! Ich kicherte, ich verbeugte mich, ich sah das Auto fortschwirren... ich winkte der Oberregierungsrätin nach — — — ihre behandschuhte Rechte winkte zurück.

Da stand ich ohne Brieftasche und obgleich ich originelle Situationen liebe, lächelte ich allmählich etwas dumm vor mich hin.

Am kommenden Morgen war mein Chef nicht im Büro. Er war wegen Migräne entschuldigt, auch ich fühlte einen Brummschädel.

Fatale Situation! Was sollte ich jetzt tun? Sollte ich abends hingehen oder nicht? Mein neuer Vorgesetzter hatte daheim kein Telephon, jedenfalls aber wollte ich in den Besitz meines Geldes zurückgelangen! Und falls er wirklich mit Migräne krank lag, umso besser, — dann blieb ich mit seiner schicken, modernen Gattin allein!

Ich empfand sie als heimlich Verbündete, wenngleich es auch einen bösen Krach gesetzt haben konnte und so ganz behaglich war es mir, trotz aller Unternehmungslust, doch nicht zu Mute. So kaufte ich ein teures Blumenbukett, eine noch kostspieligere Brieftasche, bereit, sie meinem Chef zu verehren; ich hoffte ihn so zu versöhnen und das ganze Intermezzo als launigen Witz zu beschließen.

Es war auch wirklich witzig, als ich um 7½ Uhr an der fremden Wohnungstür schellte und nach dem Herrn Oberregierungsrat fragte.

„Der Herr ist krank — — —“ zögerte das bäuerlich aussehende Dienstmädchen.

„Könnte ich vielleicht die gnädige Frau sprechen?“

„Ich will einmal fragen...“

„Wer ist denn draußen?“ forschte eine weibliche Stimme im matt beleuchteten Korridor.

„Ich bin es!“ meinte ich, couragiert hervortretend, das Bukett in der Rechten.

Eine rundliche Dame, mit graumelierten Haaren, blickte fragend und freundlich, lud mich in ein Zimmer, das nach Medikamenten roch und ich entschuldigte stotternd meinen späten Besuch. Aber sie fand es rührend von dem Herrn Assessor, daß er Blumen brachte und nach seinem kranken Chef sah.

„Mein Mann ist heute recht schlechter Stimmung,“ gestand sie mir, „er war gestern abend im Klub — und denken Sie, — er hat auf dem Heimweg seine gefüllte Brieftasche verloren.“

„Ach nee —?“ meinte ich mit törichtem Gesicht. Scheinbar wollte der Ehemann der biederen Gattin seine Spielschulden nicht eingestehen und schützte deshalb den Verlust seiner Brieftasche vor.

„So ein Mißgeschick!“ polterte ich jetzt heraus, und konnte mich nicht enthalten, laut und höhnisch über meinen Reinfall zu lachen. „Welch ein Zufall! Auch ich habe diese Nacht meine gefüllte Brieftasche eingebüßt auf eine fatale Weise... Sehen Sie her!“

Ich zog die neue Brieftasche hervor, wickelte sie mit leicht bebenden Fingern aus — — — „Da habe ich mir soeben eine neue gekauft...“

„Nein — welch ein Zufall!“ wunderte sich die biedere Dame, „gleichfalls verloren! — — Da werden Sie den Verlust wohl morgen auch in die Zeitung setzen!“

„Ach nein, gnädige Frau,“ seufzte ich, meine feuchte Stirne betupfend, „das hat keinen Zweck, es gibt ja doch keine ehrlichen Menschen mehr, nur Schufte und Verbrecher!“

Die Frau meines Chefs nickte. „Sie reden genau wie mein Mann, „an Schufte und Verbrecher verliert man sein mühsam verdientes Geld“, hat auch er gesagt —“

„So?!“ Ich hüpfte gekränkt empor und jähe Röte stieg mir ins Gesicht. „Ich darf nicht länger stören, bitte mein Kompliment an den Herrn Oberregierungsrat... Und falls Sie dem Patienten diese Blumen neben sein Lager stellen wollten.“

Als ich mich an diesem Abend mit heftiger Migräne zu Ruhe bettete, hat mir niemand mitleidsvoll Blumen neben mein einsames Lager gestellt.

Unter Wasser

An vielen Ecken standen Schuhputzer. Ich merkte, daß einer von ihnen allein war, während drei Kunden vor ihm wartend standen.

„Kann ich Ihnen helfen?“ frage ich. Der Schuhputzer sah mich an. „Meinetwegen!“, und ich ergriff die Bürsten und machte mich an die Arbeit. Ich war mit den beiden gerade fertig, als er den ersten beendete. Er flüsterte mir zu: „Wir teilen!“, als der nächste Mann kam, und zeigte mir, wie man den Polierlappen benutzt. Ich zog meine Jacke und Weste aus und ging an die Arbeit. In den nächsten anderthalb Stunden hatten wir beide alle Hände voll zu tun. Dann begann das Gedränge ein wenig abzuflauen, ich hatte jedoch schon anderthalb Dollars verdient.

Ich sprach dann mit Allison, dem Schuhputzer, der mir sagte, er würde mir gern zu denselben Bedingungen Arbeit geben. Ich versicherte ihm, ich würde zur Stelle sein, mir alle Mühe geben, solange ich keine andere Arbeit gefunden habe. Ich hatte drei Schilling verdient, und da ich gefunden hatte, daß man schon für drei Dollar in der Woche Pension bekam, merkte ich, daß ich in knapp zwei Stunden mir meinen Lebensunterhalt verdienen konnte. Die letzte Angst fiel von mir ab.

Mike hatte einen freien Tag und so kam er zum Mittagessen nach Hause und brachte gute Nachrichten. Man suchte Arbeitskräfte, um unter Wasser Eisenkästen an der Brooklyn Bridge zu arbeiten, und man zahlte fünf bis zehn Dollars täglich.

„Fünf Dollars?“ rief Frau Mulligan aus. „Es muß gefährlich oder ungesund oder sonst so etwas sein — du willst doch das Kind nicht in so etwas hineinstecken?“

Mike entschuldigte sich sehr; aber die Gefahr, wenn Gefahr da war, reizte mich fast ebenso wie die hohe Bezahlung. Meine einzige Angst war nur, sie würden mich für zu klein oder zu jung halten. Ich hatte Frau Mulligan gesagt, daß ich sechzehn sei, denn ich wollte nicht wie ein Kind behandelt werden. Ich zeigte ihr nun die achtzig Cents, die ich durch Schuhputzen verdient hatte, und sie riet mir, dabeizubleiben, und mich nicht durch die Arbeit unter Wasser verlocken zu lassen. Aber die versprochenen fünf Dollars täglich waren für mich ausschlaggebend.

Am nächsten Morgen nahm mich Mike nach der Brooklyn Bridge kurz nach fünf mit, um mit dem Aufseher zu sprechen. Mike wollte man sofort anstellen, aber über mich schüttelte der Aufseher den Kopf. „Lassen Sie's mich versuchen,“ bat ich ihn, „Sie werden sehen, wie gut ich es mache.“ — „Schön,“ sagte er nach einer Pause, „vier Schichten sind bereits mit zu wenig Personal unterwegs, versuchen Sie's!“

In dem kahlen Schuppen, in dem wir uns für die Arbeit vorbereiteten, erzählte man mir, daß man nicht lange dableiben könne, ohne „Krämpfe“ zu kriegen... Es schien ein konvulsivischer Anfall zu sein, der den Körper zusammenkrümmte und einen manchmal lebenslang zum Invaliden machte. Sie erklärten mir in Kürze die ganze Prozedur. Wir hatten in gewaltigen, glockenförmigen Eisenkästen zu arbeiten, die auf den Grund des Flusses heruntergelassen wurden, vollkommen mit komprimierter Luft, um das Hereindringen des Wassers zu verhindern. Oben in einem solchen Kasten befindet sich ein Raum, den man die Materialkammer nennt, in die der herausgeholte Schlamm verstaut wird. Auf der Seite des Caissons ist ein zweiter Raum, Luftsperre genannt, in dem man „komprimiert“ wird. Während die komprimierte Luft einströmt, absorbiert das Blut die Luftgase, bis die Spannung der Gase im Blut gleich der Spannung in der Luft wird. Wenn dieses Gleichgewicht erreicht ist, können die Männer stundenlang in den Caissons arbeiten, ohne Schaden zu erleiden, wenn nur genügend frische Luft hereingepumpt wird. Die schlechte Luft schien an allem schuld zu sein. „Wenn sie nur gute, frische Luft reinpumpen würden, wär's ja ganz in Ordnung! Aber das würde etwas Zeit und Mühe kosten, und Menschenleben sind billiger.“ Ich sah, daß die Männer mich warnen wollten, weil sie mich für zu jung hielten, und ich spielte den Unbekümmerten.

Als wir in die Luftsperre hineinkamen, und man einen Luftkran der komprimierten Luft nach dem anderen aufdrehte, drückten die Männer die Hände an die Ohren und ich tat bald dasselbe, denn der Schmerz war sehr heftig. Das Trommelfell wird oft dabei eingedrückt und platzt, wenn die komprimierte Luft zu schnell hereinströmt. Ich fand bald heraus, daß die beste Art, dem Druck zu begegnen, darin bestand, Luft zu schlucken und sie ins Mittelohr zu dirigieren, wo sie wie ein Tampon an der Innenseite des Trommelfells wirkt und so den Druck von außen verringerte.

Wir brauchten ungefähr eine halbe Stunde, um komprimiert zu werden, und diese halbe Stunde gab mir manches zu denken. Als die Luft ganz komprimiert war, öffnete sich die Tür der Luftsperre, und wir gingen mit Hacke und Schaufel zur Arbeit auf den Kiesgrund hinaus. Ich bekam heftige Kopfschmerzen. Wir waren unserer sechs, mit entblößtem Oberkörper, in der kleinen Eisenkammer arbeitend bei einer Temperatur von mehr als 180 Grad Fahrenheit. In fünf Minuten strömte der Schweiß in Bächen an uns herab, und dabei standen wir in dem eisigen Wasser, das nur durch den furchtbaren Luftdruck am Steigen verhindert wurde. Kein Wunder, daß man glaubte, vor Kopfschmerzen blind zu werden! Die Männer arbeiteten nicht mehr als zehn Minuten hintereinander. Ich bohrte ohne Pause weiter, entschlossen, mich zu bewähren, um dauernde Arbeit zu bekommen. Nur ein Mann, ein Schwede, namens Anderson, arbeitete so schwer wie ich. Ich war sehr froh, als ich fand, daß wir beide zusammen mehr arbeiteten, als die vier anderen. Die geleistete Arbeit wurde jede Woche von einem Inspektor geschätzt, wie er mir sagte. Anderson war dem Aufseher bekannt und bekam als Führer unserer Arbeiterkolonne die Hälfte des

Lohnes als Zuschlag. Er versicherte mir, daß ich solange bleiben könnte, wie es mir gefiel, er gab mir jedoch den Rat, gegen Ende des Monats aufzuhören, denn es sei zu ungesund.

Nach einer Arbeit von zwei Stunden gingen wir wieder in die Luftsperre, um langsam dekomprimiert zu werden. Der Luftdruck in unsern Adern mußte allmählich auf den gewöhnlichen Luftdruck gebracht werden. Die Männer begannen, sich anzuziehen und reichten eine Flasche Schnaps herum. Aber obwohl ich vor Kälte wie eine nasse Ratte zitterte, und mich grenzenlos niedergeschlagen und schwach fühlte, rührte ich den Schnaps nicht an. Im Schuppen oben trank ich mit Anderson eine Tasse heißen Kakao, worauf das Zittern aufhörte und ich bald imstande war, den schweren Nachmittag zu überstehen.

Ich hatte keine Ahnung, daß man sich nach der Dekomprimierung so elend fühlen konnte, aber ich befolgte Andersons Rat, und ging ins Freie, so bald es mir gelang, und als ich am Abend zu Hause angekommen war und mich umgekleidet hatte, fühlte ich mich wieder ganz kräftig, aber der Kopfschmerz wollte nicht ganz vergehen, und die Ohrenschmerzen kamen immer wieder, und bis zum heutigen Tage erinnert mich eine leichte Taubheit an diese Arbeitszeit unter Wasser.

Ich ging für eine halbe Stunde in den Central Park. Das erste hübsche Mädchen, dem ich begegnete, erinnerte mich an Jessie. In einer Woche werde ich sie sehen können und ihr sagen, wie ich mich durchschlug. Und ich fühlte, daß sie ihr Versprechen halten würde. Die bloße Erinnerung öffnete mir alle Tore ins Märchenland. In der Zwischenzeit konnte mir nichts das stolze Bewußtsein nehmen, daß ich mit meinen fünf Dollars den Unterhalt für zwei Wochen an einem Tage verdient hatte. Die Arbeit eines Monats würde mich ein Jahr über Wasser halten.

Als ich zurückkehrte, sagte ich Mulligans, daß ich für meine Unterkunft zahlen wollte: „Ich würde mich wohler fühlen, wenn Sie mich zahlen ließen!“ und schließlich gingen sie darauf ein, obwohl Frau Mulligan drei Dollars die Woche für zu viel hielt. Ich war froh, als alles geregelt war und ich früh zu Bett ging, um mich gut auszuschlafen. Drei oder vier Tage lang ging alles ganz gut, aber am fünften oder sechsten Tage sprang uns ein Wasserstrahl entgegen und wir wurden bis auf die Haut naß, bevor der Luftdruck so erhöht werden konnte, um das steigende Wasser niederzuhalten. Infolgedessen schoß ein furchtbarer Schmerz durch meine beiden Ohren. Ich preßte meine Hände fest heran und saß eine Weile still. Glücklicherweise war die Schicht fast vorbei, und Anderson kam mit mir zum Omnibus. „Es wäre besser, wenn Sie Schluß machen würden. Ich kannte Leute, die dabei taub wurden.“

Der Schmerz war furchtbar, aber jetzt nahm er langsam ab, und ich war entschlossen, nicht nachzugeben. „Könnte ich einen Tag aussetzen?“ fragte ich Anderson. — „Selbstverständlich.“ nickte er. „Sie sind der beste von der ganzen Schicht, der beste, den ich je gesehen habe, ein starkes, kleines Pony!“

Frau Mulligan sah sofort, daß etwas nicht in Ordnung war und kurierte mich mit ihrem Hausmittel — einer entzweigeschnittenen Zwiebel, die mit einem Flanellumschlag dicht an beide Ohren herangedrückt wurde. Es wirkte wie ein Zauberstab. In zehn Minuten war der Schmerz verschwunden, dann goß sie mir noch ein wenig warmes Oel hinein, und in einer Stunde ging ich im Park wie gewöhnlich spazieren. Trotzdem war die Angst vor dem Taubwerden in mir, und ich war sehr stolz, als Anderson mir sagte, er hätte sich bei dem Unternehmer beklagt und wir sollten tausend Fuß reiner Luft mehr bekommen. „Es wird einen großen Unterschied ausmachen,“ meinte Anderson, und er hatte recht, aber es war trotzdem nicht genügend.

Eines Tages, als gerade die Dekompression zu Ende war, fiel ein Italiener namens Manfredi hin, wand sich in Krämpfen und schlug mit dem Gesicht auf den Boden, bis das Blut aus Mund und Nase quoll. Als wir ihn in den Schuppen brachten, waren seine Beine ineinandergeflochten wie ein Haarzopf. Der Arzt mußte ihn ins Spital bringen lassen. In diesem Augenblick beschloß ich, nicht länger als einen Monat bei der Arbeit zu bleiben.

Die Mieterin

„Geh du hinein, Frau“, sagte der Mann und blickte nachdenklich aus dem Fenster hinaus in den dämmernden Lichtschein, der die sommerliche Luft durchwebte. Er war gerade von der Arbeit heimgekommen und hatte die Mütze noch im Genick sitzen; die Pfeife qualmte, und er bückte sich, um die schweren Stiefel von den Füßen zu ziehen. Dann ließ er sich schwer auf einen Stuhl fallen und sah zu, wie die Frau ihm das Essen vorsetzte.

„Also geht man,“ meinte er wieder, „da hilft alles nichts. Wenn sie nicht zahlen kann, muß sie raus. Unsereins hat wahrhaftig genug am Halse.“ Er aß hastig die dampfende Suppe, indes die Frau hilflos mitten in der Stube stand. „Na, wird's bald...“, knurrte er zwischen dem Schlucken...

„Und ich kann's nicht“, kam es jetzt von den Lippen der Frau, die ein hartes und zerfurchtes Angesicht hatte, „weiß Gott, man hat doch ein Herz im Leibe.“

Eine Weile redete sie noch. Dann waren sie einig, daß der Mann es tun sollte. Er stand nach dem Essen auf. „Was geschehen muß, soll schnell geschehen“, sagte er energisch. Er bürstete ein wenig über seinen Rock, ging über den engen Flur und pochte an eine Tür.

Ein dichter, blauer Rauch war im Zimmer, in das der Mann jetzt eintrat. Rötlich spielte das Licht der untergehenden Sonne hinein, so daß eine magische Farbe über den alten Möbeln lag. Am Fenster saß jemand im Lehnstuhl. „Guten Abend“ sagte der Mann und war auf einmal unsicher. „Deuwel auch“, dachte er dann, als er den Rauch einzog, „sie hat wieder Zigaretten, die Alte, und die Miete zahlt sie nicht.“ Er fühlte plötzlich eine unklare Wut über sich kommen. So stand er vor ihr.

Es war eine alte Dame in weißem Haar, die unbeweglich im Lehnstuhl saß und ihre Augen auf ihn gerichtet hielt. Eine welke, lange Hand hielt die Zigarette, deren Asche achtlos auf das schwarze Samtkleid herniederstäubte, das schon einen grauen Schimmer hatte vor Alter.

„Ja, die Miete“, sagte sie leidend, mit einer Stimme, schwer von Trauer und Leidenschaft, als der Mann schnell und hart seinen Spruch heruntergesagt hatte, „ja, die Miete...“ Plötzlich lächelte sie den Mann an, kindlich und hilflos. „Hier drinnen sitzt es immer noch“, sagte sie still und deutete auf ihr Herz, „da sitzt es, lebendig und pochend, und will nicht verstummen. Oh, es muß ein seltsames und glühendes Herz sein, da in unserer Brust. Meinen Sie nicht auch, Herr Berger...?“ Der Mann nickte befangen, es war ihm auf einmal eng und schwer im Halse.

„Sie müssen noch ein wenig warten“, sagte die alte Dame nun wieder und deutete auf ihre Porzellanmalereien in der Ecke des Zimmers, „eines Tages werde ich sie sicher verkaufen, dann kriegen Sie alles Geld auf einmal...! Oder... was wollen Sie sonst tun mit mir...?“ fügte sie ängstlich hinzu. Der Mann schwieg. Da stand die alte Dame langsam auf, schritt nach einer alten Truhe, beugte sich und begann zu kramen. „Hier, nehmen Sie es,“ sagte sie, und ein Zittern war in ihrer Stimme, „es ist das letzte, das schönste Bild, das mein Junge gemalt hat, mein verstorbener Sohn..“

Der Mann sah immer noch starr ins Wesenlose, doch seine Hand hielt ein kleines Bild umklammert, das eine Landschaft darstellte mit weißen Wolken über einem grünen Tannenwalde. Langsam wandte er sich zur Türe. „Ob sie wohl sehr hungert...“ dachte er schwerfällig, und wieder würgte es in seinem Halse.

„Gute Nacht“, sagte die alte Dame und lächelte zart. Er sah sie stehen in der Mitte des Zimmers, sah das rote Dämmerlicht um ihren silbrigen Kopf glänzen und sah ihre großen, einsamen Augen. Da machte er eine ungelenke Verbeugung und stolperte hinaus.

Seine Frau fragte ihn nach nichts, als sie ihn kommen sah. Er reichte ihr schweigend das Bild. „Leg's zu dem andern Plunder“, sagte er dann mürrisch. Die Frau mit dem zerfurchten Gesichte hätte fast gelächelt. Sie kniete vor einer alten Lade nieder und ließ wunderliche Dinge durch ihre harten Hände gleiten. Ein grüner Beutel aus Atlasseide, ein Fächer aus Elfenbein, ein paar Bilder, silberne Löffel, alles lag dort sorglich geschichtet.

„Und ich sage dir“, sagte der Mann jetzt und schlug mit der Faust auf den Tisch, „und nächstens muß sie doch bezahlen, oder sie muß raus. Noch vier Wochen warte ich, aber nicht länger, nein, keinen Tag länger...“ Seine Frau antwortete nicht, aber eine Träne fiel aus ihren Augen. „Vielleicht stirbt sie in der Zeit“, dachte sie im stillen. Dann erhob sie sich müde. Sie hatte den ganzen Tag gewaschen und mußte nun schlafen gehen. „Ich möchte ihr eine Suppe bringen“, dachte sie im Einschlafen, „aber sie will es ja nicht... sie will es ja nicht...“ Ihre Atemzüge gingen schwer und erdhaft durch die dunkle Kammer.

In der kleinen Stube aber saß die alte Dame bis in den grauenden Morgen. Ihre Hand lag auf der Lehne des Sessels. Ihre stillen Augen waren emporgerichtet in den Himmel, der weit war und feierlich und seine erloschenen Sterne leise verhüllte.
